Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 46

Artikel: Zur Renovation der Französischen Kirche in Bern

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643220

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er hob die Brauen so hoch, daß sie spitz wie ein Hausdach über den Augen standen und sah sie mit seinen klugen, kalten Augen ärgerlich an.

„Es ist deine Sache, Traubenwirtin", sagte er, „nicht meine. Es geht mich nichts an, und du hörst ja doch nicht auf mich. Aber das kann ich dir sagen, mit dem Buben ladest du dir etwas auf. Wenn er größer wird, kannst du dann herausrücken, mehr als dir lieb ist, und zahlen, und zahlen." Er wischte sich den Mund, so rasch hatte er gesprochen.

„He nu", sagte die Wirtin, „so zahlt man eben."

Da ereiferte sich aber der Alte gehörig.

„Zahlt man eben, zahlt man eben. Was ist das für ein Geschwätz? Liegt das Geld auf der Straße? Und an deine alten Tage denkst du nicht?"

„Die drücken mich nicht", sagte gemütlich Dorothee. „Es wird wohl genug da sein."

„So", sagte giftig Jakob. „Und der Neubau? Und der Stall? Und die große Wiese, die du partout kaufen wolltest, nur um ein schön abgerundet Besitztum zu haben? Das hat dein Geld aufgefressen."

„Jakob, mach mir die Kuh nicht scheu! Einstweilen ist das Büblein vierzehn Jahre alt, und kein Mensch wird es merken, wenn es mitißt. Und zu einem Paar Schuhe oder einem Kleidlein wird die ‚Traube' das Geld auch noch hergeben können."

„Hergeben! Wenn du nur hergeben kannst! Wenn ich das Deine nicht zusammenhielte, du hättest längst nichts mehr."

„Für wen hältst du es zusammen?" fragte die Wirtin, und ein Schatten legte sich auf ihr zufriedenes Gesicht. „Kinder sind keine da, leider Gottes. Also für die Verwandten des Mannes selig? Die gönnen mir kaum mehr das Leben, so eilig haben sie es, mich zu beerben."

„No ja, no ja, wer wird denn dir das Leben nicht gönnen! Siehst ja aus wie das Leben selber. Und was den Petersbuben betrifft, so mach, was du willst", sagte Jakob nachgiebig. „Du machst ja doch immer, was du im Sinn hast."

Die Wirtin lachte, und Jakob machte ein mürrisches Gesicht, weil es ihn ärgerte, daß Dorothee ihn so um den Finger wickeln konnte, trotzdem sie ihn schon zweimal nicht gewollt hatte. —

Als Liseli gestorben war, hatte die Traubenwirtin Alexander in ihr Haus geholt, und bald war es ihr, als sei er schon immer dagewesen. Sie hätte es ohne den Buben gar nicht mehr machen können.

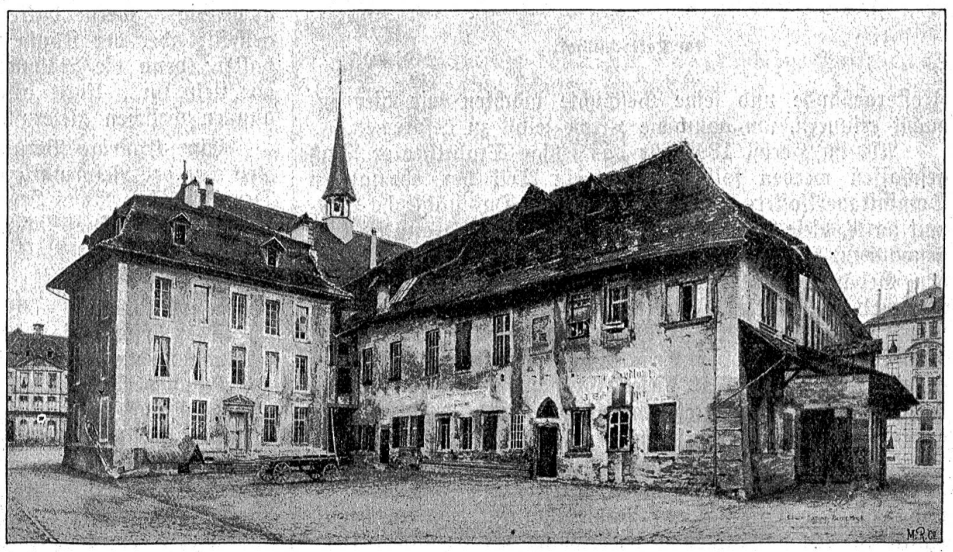
Und er gedieh unter der mütterlichen Pflege der guten Frau und ließ es sich wohl sein bei ihr, wenn er auch monatelang der Mutter nachgeweint hatte und seine Augen aufleuchteten, wenn Dorothee von ihr zu reden anfing. —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Renovation der Französischen Kirche in Bern.

„Das Alte wird nie alt, es wird nur alt das Neue." (Rückert.)

Wie schnell wir Menschen uns an das Neue gewöhnen, zeigt uns tagtäglich das Beispiel unserer Stadt: wir erleben es, daß ganze Straßenpartieen mit ausgedehnten Häuserkomplexen niedergerissen werden und an ihrer Stelle neue Gebäude entstehen; wir schauen dem Vorgang zuerst interessiert zu, bedauern wohl da und dort die Zerstörung eines charakteristischen alten Stadtbildes; aber dann steigt der Neubau allmählich in die Höhe, wir gewöhnen uns an den Anblick der fertigen Fassade und zuletzt ist die alte Vorstellung von der neuen so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß wir nur mit Mühe in unserer Erinnerung das Bild des früheren Zustandes wachrufen können. So wird es wohl jedem unserer Leser ergehen oder ergangen sein mit dem Teil der Stadt, der sich um die heutige renovierte Französische Kirche herum gruppiert. Im Mittelpunkt des Interessens steht zur Stunde der gewaltige Neubau der Volkshauses, der kürzlich dem Betrieb übergeben wurde. Doch nicht von dieser Partie soll hier die Rede sein; sie verdient eine Darstellung für sich. Wir möchten die Aufmerksamkeit der Leser auf die frisch renovierte Französische Kirche selbst und auf den nördlich davon gelegenen Gebäudekomplex lenken. Die hier an die Französische Kirche anschließenden Bauten: die Kasse und das Requisitenmagazin des Stadttheaters, sowie die Magazine der städtischen Feuerwehr sind unscheinbar und können uns wenig interessieren. Interessanter ist die Vergangenheit des Bodens, auf dem diese Gebäude stehen. Sie stehen nämlich an der Stelle des ehemaligen Dominikaner- oder Predigerklosters. Die heutige Französische Kirche ist die ehemalige Klosterkirche der Dominikaner. An das



Ostfront des ehemaligen Dominikanerklosters.

Im Reitschulhof.

Klostergebäude und seine Geschichte möchten wir hier zunächst erinnern, um dann die Kirche selbst zu besprechen.

Als im Herbst 1899 für das jetzige Stadttheater Platz geschaffen werden sollte, mußte ein Teil des ehemaligen Dominikanerklosters abgetragen werden. Das städtische Bauamt hatte, diese Notwendigkeit voraussehend, darauf Bedacht genommen, die Wanddekorationen des einen Saales in diesem Gebäude, des sogenannten Sommer-Refektoriums, der Nachwelt zu erhalten. Sie ließ sich von dem Kunsthistoriker Prof. Dr. R. Rahn ein Gutachten über die Möglichkeit und Wünschbarkeit der Erhaltung dieser Kunstwerke ausarbeiten. Auf den Rat dieses Gutachtens hin ließ sie die charakteristischen Steinmetzarbeiten und die besterhaltenen Figuren und Ornamente so gut es ging loslösen und ins Historische Museum verbringen, ferner sämtliche Malereien durch die Kunstmaler Münger, Ritter und Bay kopieren und nach dem Original auf Papier malen. Zugleich beauftragte sie den damaligen besten Kenner der bernischen kirchlichen Kunst, den römisch-katholischen Pfarrer und nachmaligen Bischof Jakob Stammler mit der Abfassung einer Beschreibung dieser Wandmalereien. Diese Beschreibung — sie gibt ausholend eine kurze Geschichte des Klosters — liegt unserer Darstellung zu Grunde.

Die Dominikaner siedelten sich im Jahre 1269, einige Jahre später als die Franziskaner, deren Kloster an der Stelle der alten Hochschule stand, in Bern an. Ihr Ordenszweck gebot ihnen, durch Predigt die Rechtgläubigen zu stärken und die Irrlehren zu bekämpfen; darum wurden sie „Prediger" genannt zum Unterschied von den „Barfüßern", den bettelnden Franziskanern.

Der Bauplatz, den die Stadtbehörde den Dominikanern schenkte, lag in der damaligen „Neustadt", die unter der savoyischen Herrschaft als zweite Stadterweiterung (Zeitglocken bis Käfigturm) entstanden war. Das Kloster war bis nach dem großen Brande von 1405 durch den „Graben" von der Altstadt getrennt; eine steinerne Brücke führte hinüber; diese fiel dann weg, als man den Graben mit dem Schutt der verbrannten Stadt ausfüllte.

Der alte Klosterbau zeigt einen viereckigen Grundriß mit angebauter Kirche. Die Gebäude umlagerten einen geräumigen Klosterhof, der mit einem Kreuzgang umzogen war. Im Nordflügel des Gebäudes waren der große Speisesaal (das Convent oder Refektorium) und die Küche untergebracht, darunter lagen die Keller. Der östliche Flügel, der an das Chor der Kirche anstieß, enthielt nächst der Kirche die gewölbte Sakristei, später die Küche des „Mushafens", sodann den mit einer Holzdiele gedeckten Kapitelsaal. Durch einen Gang getrennt, schloß hier das durch seine Malereien berühmte Sommer-Refektorium an.

Das Kloster erfreute sich des Rufes der Gastlichkeit. Es beherbergte oft hohe Stadtbesuche, so 1309 und 1310 den Kaiser Heinrich von Luxemburg, 1365 den Kaiser Karl IV., 1414 den Kaiser Sigismund, 1418 den Papst Martin V., 1440 den Kaiser Friedrich III. und den Gegenpapst Felix V. Wie der Kaiser Sigismund bei den Predigern bewirtet ward, das schildert uns Justinger köstlich in seiner Berner Chronik: „. . . Und do man uf den platz kam vor dem zitgloggenturn, do giengen die pfaffheit mit dem heltum und schuolern jegklichs in sin gotzhuse, und fürt man den küng zu den prediern. Do waz vorhin herlich bereitet ein kamer und sin bette mit guldinen und sidinen tüchern in der großen stuben; die tische wol bereit, und die wende alle behengket mit kostberen tüchern, besunder hindrem tische, do der küng saz, an der wand ein guldin tuch. Also aß er nit me denn ein mal in der stuben, die andren male aß er in dem refentor, und allermenglich bi im, als vil do luten gesitzen mochten an allen tischen inwendig und ußwendig." Gerne hätte die Stadt ihr Silbergeschirr aufgestellt; aber der König winkte ab: Nein, sie sollten es behalten; denn die Böhmen in seinem Gefolge „mügent nit ane steln sin". Und „also trank der küng und menglich us dünnen welschen glesern".

Eine traurige Berühmtheit erlangte das Kloster kurze Zeit vor der Reformation durch den bekannten Jetzerhandel. Der Schneider Hans Jetzer war frisch ins Kloster aufgenommen worden. Die Mönche brachten ihm die „Wundmale Jesu" bei, um das Volk durch dieses Wunder wieder in ihre Kirche zu locken. Der Schwindel kam aus, und vier der Mönche mußten ihn mit dem Scheiterhaufen büßen.

Die Reformation hob das Kloster auf. Die Klostergebäude wurden zum Teil in ein Spital, zum Zeil in ein Zuchthaus verwandelt; 1686 fanden in seinen Räumen französische Glaubensverfolgte Unterkunft, die hier neue Manufakturen einrichteten und den Namen Comerzienhaus veranlaßten. Von 1798 an bis 1878 dienten die Gebäude als Kaserne und hierauf bis zu ihrem Abbruch als Schullokale, Wohnungen und Werkstätten. Durch die baulichen Veränderungen wurden die ehemaligen Klosterräume mit der Zeit vollständig unkenntlich gemacht; den ursprünglichen Charakter behielt am längsten der Ostflügel mit dem oben ge-

nannten Sommer-Refektorium. Dieser Saal maß 19,10 Meter in der Länge, 8,76 Meter in der Breite und 3,66 Meter in der Höhe und war ursprünglich als Versammlungsraum für das Kapitel gedacht. Im Jahr 1498 wurde er für einen festlichen Anlaß extra mit Malereien ausgestattet und zwar — wie R. Münger entdeckt hat — von dem in Bern wohlkannten Meister mit der Nelke, Heinrich Bichler, dem wir z. B. auch die Mauerbilder am Hauptportale des Berner Münsters verdanken. Die Dekorationen stellen den Stammbaum des heiligen Dominicus — d. i. eine Darstellung der hervorragendsten Ordensmitglieder in Halbfiguren als Früchte eines Baumes — und einige Scenen aus seinem Leben dar. Auf der Südwand erblickte man zwei Dominikanerpäpste. Das Schweißtuch der Heiligen Veronika mit dem Christuskopfe haltend, links daneben das Brot-Wunder des heiligen Dominikus, d. h. die bildliche Darstellung der Legende, nach der den hungernden Dominikaner Mönchen einst eine himmlische Brotspende zuteil ward. Ein anderer Teil der Südwand war geschmückt mit 9 Bildern, die den Heiligen in seinen neun Kontemplationsweisen darstellten. Besonders schön und verhältnismäßig gut erhalten war die linke Ecke der Ostwand des Saales mit der Darstellung der Muttergottes, wie sie dem hl. Reginald das Skapulier überreicht. (Siehe Abbildung.) Die hier beschriebenen Dekorationsstücke sind heute im Berner Historischen Museum an der Wand der Treppe, die zu den alten Stuben hinunter führt, zu sehen.

Die Madonna im Sommerrefektorium.

Von der ganzen Klosteranlage ist, wie gesagt, nur die Kirche stehen geblieben. Sie ist in gotischem Stile erbaut und zwar nach dem Grundriß, der ihr heute noch, trotz vielfacher Umänderungen im Laufe der Zeit, eigen ist. An das dreigeteilte mit flacher Holzdiele gedeckte Schiff schließt sich im Osten ein Chor an, auf dem ein schlankes, unscheinbares Dachreiterchen sitzt. Das Chor war von jeher durch einen Lettner von der übrigen Kirche abgetrennt. Unter diesem Lettner fanden fünf Altarkapellen Platz, die dann der Reformation weichen mußten. 1528 wurde das Chor durch eine Mauer ganz von der Kirche abgeschlossen und durch Einfügung mehrere Etagen als Kornmagazin verwendet. Auf dem Lettner steht heute die Orgel. Ueber dieser ist heute noch ein Spitzbogen zu erkennen, dessen innere Wände, wie die der Lettnerdurchgänge in den Chor mit Gemälden von Heinrich Bichler geschmückt waren. Der oberste Boden, der das Gewölbe enthielt, wurde um 1702 als Musiksaal, später als Zeichensaal benützt und von 1880 an bis vor dem Umbau diente er der Brüdergemeinde der Herrenhuter als Betsaal. Die Kirche wurde 1623 der französischen Kirchgemeinde eingeräumt; sie heißt seit jener Zeit die „Französische Kirche". 1755 wurde das Schiff durch Umbau um einen Arkadenbogen verkürzt und erhielt größere Fenster. Später wurde in den hintern Teil des Schiffes eine Sängerbühne eingebaut, die die Kirche zu dem lange Zeit beliebtesten Konzertsaale werden ließ. Allerdings hat dieser Einbau durch seine nüchtern prosaische Form die Kirchenstimmung nicht wenig beeinträchtigt.

Französisische Kirche: Chor vor der Restauration.

Die weitgreifenste Umgestaltung — allerdings zum Teil im Sinne der Wiederherstellung alter Zustände — erhielt die Kirche durch die Renovation. Mit dieser Arbeit wurde der Münsterbaumeister Karl Indermühle beauftragt; er hat die Aufgabe baulich und künstlerisch vorzüglich gelöst.

Zunächst erfuhr das Schiff eine gründliche Auffrischung: die Mauern und Säulen wurden geweißt, an den Decken, am Lettner, an den Bogen die alte stilvolle Bemalung mit stimmungsvollen Farben aufgefrischt, Boden und Bestuhlung wurden erneuert.

Dann galt es, das Chor wieder kirchlichen Zwecken dienstbar zu machen. Das erforderte einen regelrechten Umbau. Unter der kundigen Leitung des Architekten entstund ein Kirchenbau, der zwar die edlen Maßverhältnisse und die charakteristischen Linien des alten Gebäudes respektiert, aber der doch ein ganz modern ausgestatteter Nutzbau geworden ist. Ganz außerordentlich geschickt und elegant ist das Fensterproblem gelöst.

Der Vergleich der beiden Zustände, des früheren und des gegenwärtigen (siehe die Abbildungen Seite 549 und Seite 550) läßt dies leicht erkennen. Die alten hohen Chorfenster, die durch frühere Umbauten zum Teil zugemauert waren, sind heute wieder hergestellt, mit Rosette und Steinrippe versehen und neu verglast, der Glasgemälde gewärtig, zu denen sich die Stifter recht bald finden mögen. Den untern Räumen entsprechend wurde eine Reihe

Französische Kirche: Chor nach der Restauration.

vergitterter Fenster und auf der Südseite ein Eingang erstellt, dessen bronzene Türe und skulpturengeschmückte Pfosten besondere Aufmerksamkeit verdienen.

In den Innenraum teilen sich: unten vorn ein Versammlungssaal, hinten ein Unterweisungszimmer, darüber, den kirchlichen Charakter der mit schönem Maßwerk versehenen Chorfenster und der Deckengewölbe ausnutzend, ein Predigtsaal mit Kanzel und Orgel. Das Getäfer des untern Raumes ist violett, das des obern rot gehalten. Die Türen sind reich und geschmackvoll gearbeitet, insbesondere die große Bronzetüre des Eingangs. Auch die übrigen baulichen Details wie Fenstergitter, Leuchter, Orgel usw. usw. verdienen als Beispiele kunstgewerblichen Fleißes und Geschmackes Beachtung. In einem stilvollen Anbau auf der Nordseite des Schiffes ist die Pfarrwohnung und sind der Heizraum und die Aborte untergebracht.

Die Französische Kirche präsentiert sich solchergestalt als ein Beispiel eines glücklichen Kirchenumbaus, der gleicherweise dem Bauherrn wie dem Architekten Ehre macht.

H. B.

Der Vegetarismus.

(Der nachstehende Aufsatz ist nach einem akademischen Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Th. Christen, sowie nach dessen empfehlenswerten Büchlein „Unsere großen Ernährungstorheiten", Verlag von Holze & Pohl, Dresden, bearbeitet.)

Wir erinnern uns, wie noch zu Großvaters Zeiten ein guter Tropfen Wein als ausgezeichnetes Stärkungsmittel galt und wie gelegentlich noch heute alkoholische Getränke als „vorzügliche" Nahrungsmittel empfohlen werden. Im Lichte der wissenschaftlichen Forschung erwiesen sich solche Anschauungen als durchaus unhaltbar; man fand im Gegenteil, daß eine ganze Menge von Krankheits- und Degenerationserscheinungen direkt auf Alkoholwirkung zurückzuführen sind. Die Enthaltsamkeitsbewegung erfreut sich daher auch in Sportskreisen einer immer zunehmenden Verbreitung, und wir begreifen auch, daß beim Ausbruch des letzten Krieges ein Verbot von alkoholischen Getränken an das deutsche Heer ergangen ist. Wie in Bezug auf den Alkohol, so scheint sich auch, wenn auch lange nicht so radikal, die Ansicht über die Nahrhaftigkeit des Fleisches ändern zu wollen. Da das Fleisch im allgemeinen in der Skala der Lebensmittelpreise an erster Stelle steht, dürfte es manchen in diesen Tagen interessieren, etwas über den Nährwert der Fleischspeisen zu vernehmen. Wir urteilen dabei nicht als einseitige „Naturmenschen" und „Fleischfanatiker", sondern einzig vom Standpunkte der Praxis und der Wissenschaft.

Was zunächst die Praxis betrifft, so mögen, abgesehen von den Erfahrungen der wenig Fleisch Essenden oder der Vegetarier, folgende Tatsachen sprechen:

Die japanischen Karrenzieher, welche einen erwachsenen Menschen oft über Strecken von 100 Kilometer ziehen, leben zur Hauptsache von Reis. Da Fleischgenuß ihre enorme Leistungsfähigkeit beeinträchtigt, verzichten sie gänzlich darauf.

Der amerikanische Physiologe Chittenden beschränkte die Fleischration bei 12 Soldaten auf den Drittel der bisherigen Menge. Dabei zeigte sich, daß ihre Muskelkraft fast durchweg um das Doppelte zunahm, während das Körpergewicht nirgends zurückging. Damit man nicht glauben könnte, die Muskelkraft habe sich allein durch die Uebung gesteigert, machte Chittenden den nämlichen Versuch noch mit 7 Athleten, bei denen gewiß die Muskelkraft schon bestens trainiert war. Aber auch hier zeigte sich bei entsprechender